

Kultur & Gesellschaft

Wie ist es, in Ägypten verlobt zu sein?

Schweizer Dokumentarfilm Die Regisseurin Julia Bünter begleitet in «Fiancées» drei Frauen auf dem Weg zur Hochzeit. Ein Spiessrutenlauf durch Traditionen und eigene Wünsche. Am Ende reicht es nicht für alle.

Aleksandra Hiltmann

Behutsam sticht die Nadel durch den weissen Stoff. Weisse Spitze findet ihren Weg an die Taille und die Ärmel des Brautkleides. Passend dazu probiert Randa ein weisses Kopftuch an. Randa, 23, selbstständige Fotografin, wohnt in Kairo und heiratet bald – Abdelrahman. Auch Marize und Ramy und Batool und Bassam wollen heiraten.

Die Schweizer Regisseurin Julia Bünter hat die drei Frauen auf ihrem Weg Richtung Ehe begleitet. In ihrem Dokumentarfilm «Fiancées» taucht das Publikum ab in die ägyptische 20-Millionen-Metropole Kairo, in einen Dschungel aus Traditionen, Moderne und eigenen Wünschen, durch den ihre Protagonistinnen und deren Partner täglich navigieren, auch oder gerade wenn sie sich auf die Hochzeit vorbereiten.

Erst drei Jahre kennen lernen

Randa ist bereits Monate vor dem Fest nervös. Denn in der Hochzeitsnacht wird sie ihr Ehemann zum ersten Mal nackt sehen. Wie dieser Moment wohl sein wird? Marize möchte mit ihrem zukünftigen Mann Ramy – beide sind Christen – einen Kurs besuchen, in dem Paare offen über Sex sprechen können. Sie möchte nicht so tun, als sei sie unerfahren, damit andere nichts Falsches denken.

Die Muslimin Randa weiss bereits jetzt: Sie will verhüten. Sie und Abdelrahman wollen sich nach der Hochzeit erst drei Jahre kennen lernen und dann Kinder bekommen. «Man heiratet nicht aus Spass», entgegnet zwei Frauen aus ihrem Umfeld. Die Ehe sei die Grundlage der Familie, Kinder seien wichtig. Zudem sei es gottgewollt, dass der Mann über die Frau, die natürlich jungfräulich in die Ehe eintritt, bestimme. Randa findet das ungerecht. Später sagt sie, dass sie verstehe, welchen gesellschaftlichen Zwängen ihr Vater ausgesetzt sei und dass er seine Tochter kontrolliere aus Angst, was die Nachbarn sonst denken



Randa musste ihre Hochzeit wegen steigender Preise mehrmals verschieben. Nur ein Problem, das sie managen muss. Foto: Intermezzo Films

könnten. «Das Problem wird dadurch gelöst, dass ich bald heirate.» Die Spannungen zwischen ihr und ihrem Vater würden verschwinden.

Zwischendurch Aufnahmen von Kairos Strassen, berüchtigt für ihr Chaos. Man sieht sie als Sinnbild für den Spiessrutenlauf, die eine Liebe und Erwartungen von allen Seiten mit sich bringen können.

Universale Konflikte

Julia Bünters Film ist ein intimes Porträt dreier Beziehungen. Die Kamera läuft, wenn von der gemeinsamen Zukunft geträumt wird. Diese kann für alle erst richtig beginnen, wenn die jungen Paare verheiratet sind. Vorher wohnen sie bei ihren Eltern.

Die Kamera läuft aber auch, wenn es kriselt. Etwa, wenn man

vom Rücksitz eines Autos aus zuhört, wie Randa Abdelrahman fragt, wieso er nicht mal zwei Stunden pro Woche Zeit habe, mit ihr was zu unternehmen. Es ist nicht die einzige Stelle, an der Bünter zeigt, dass ihr Film weit über Kairos Beziehungsprobleme hinausgeht. Manche Gefühle und Konflikte sind universal, auch wenn die Rahmenbedingungen verschieden sind.

Letztere bewertet Bünter nicht in «Fiancées», sie beobachtet. Einigen Kritikerinnen war der Film zu langsam. Doch man kann die vermeintlichen Längen als zusätzliche Authentizität interpretieren. Auch Beziehungen kennen Flauten, leben oft von Normalität statt ständiger Verliebtheit und Aufregung. Und so heiraten am Ende auch nicht alle drei Paare.

Es habe sie betroffen gemacht, so Bünter, zu sehen, wie harsch die sozialen Normen rund um eine Ehe seien und wie sie auf die einzelnen Personen einwirkten. Trotzdem habe sie nicht den Eindruck, dass die jungen Ägypterinnen und Ägypter die Notwendigkeit der Ehe als Last empfänden, von der sie sich gerne befreien würden. Sie möchte auch nicht von einem «clash of civilizations» sprechen. Gehe es ums Heiraten, übe auch die Gesellschaft in der Schweiz Druck aus.

Auch wenn die Ehe in der Schweiz nicht dasselbe Gewicht habe wie in Ägypten, bleibe es für viele Menschen ein Ideal, so Bünter. «Und auch hier ist die Familie ein zentrales Element der Gesellschaft.» In der Schweiz hätten wir manchmal den Eindruck, dass, weil wir in einer Demokratie

leben, alles in Ordnung sei und es keine Ungleichheiten gebe. «Gleichzeitig denken wir oft, dass in der arabischen Welt Frauen unterdrückt werden. In beiden Fällen ist die Realität komplexer.»

Den grössten Unterschied zwischen der ägyptischen und der Schweizer Gesellschaft in Sachen Heiraten sieht Bünter in den Auswirkungen, die mit der Ehe einhergehen. In Ägypten sei es sehr schwierig, allein oder zu zweit zu leben, ohne verheiratet zu sein. Die jungen Leute würden direkt vom Haus ihrer Eltern ins Eheheim gehen. Die Ehe biete daher Zugang zu Unabhängigkeit und Sexualität. Dies sei in der Schweiz nicht der Fall.

Julia Bünters Dokumentarfilm «Fiancées» läuft ab dem 23. Juli in Deutschschweizer Kinos.

Leser fragen

Was treibt Trolle an, Opfer zu beschimpfen?

Nach 13 Jahren ist ein neuer Verdächtiger im Fall des verschwundenen englischen Kleinkindes Maddie McCann aufgetaucht. Was mich in all diesen Jahren immer wieder beschäftigt hat: Die bedauernswerten Eltern bekamen zwar Bekundungen des Mitgefühls von vielen Menschen, aber immer wieder auch Schmähungen, Beleidigungen und Drohungen der allerschlimmsten Art. Dasselbe geschieht auch der als Kind entführten und jahrelang gefangen gehaltenen Natascha Kampusch. Was treibt diese Trolle an? Beneiden sie vielleicht diese vom Schicksal geschlagenen Menschen um die grosse öffentliche Aufmerksamkeit, die ihnen zuteilwird? S.M.

Liebe Frau M.

Ich fürchte, man muss sich von der Vorstellung verabschieden, dass Opfer grundsätzlich das Mitleid aller anderen Menschen wecken. Der seltsame perverse Neid, den Sie angesprochen haben, spielt bei diesen Bösartigkeiten gewiss eine Rolle.

Ein Teil des Antisemitismus speist sich schliesslich aus der Unterstellung, die Juden schlugen über Gebühr aus der Schoa Profit. Leute, die solche Ressentiments hegen, dürften sich selber als Opfer fühlen, aber als unbeachtete, während die Juden, die Kampusch, die Schwarzen, die Frauen, die McCanns, die Schwulen die Aufmerksamkeit geniessen und



Peter Schneider
Der Psychoanalytiker beantwortet jeden Mittwoch Fragen zur Philosophie des Alltagslebens.

daher glauben, dass sie etwas Besseres seien. Das aber kann man ihnen doch nicht durchgehen lassen. Statt Mitgefühl reizt das Opferseien den Sadismus der anderen.

Vielleicht, weil die Einfühlung in die Opfer einem vor Augen führen müsste, wie fragil jede Normalität ist und wie zerbrechlich Menschen sind. Der aktive Sadismus schützt dann vor dem quälenden Gefühl der Ohnmacht und des Ausgeliefertseins. Der Vorwurf, jemand spiele sich als Opfer auf, mündet meist in verbale Ausbrüche von Wut. Einer Wut, die man häufig auch in der Gegenwehr zum vermeintlichen Terror der politischen Korrektheit beobachten kann: In diesem Kampf wird man selber zum Opfer, weil man von diesen selbst ernannten, sich moralisch erhöhenden «Opfern» verfolgt und gedemütigt wird.

Und dann gibt es noch eine andere Art von Wut, die sich über die McCanns und die Kampuschs ergossen hat. Es ist dies die Wut von Leuten, die mit dem generalisierten Gefühl leben, dass man sie für dumm verkaufen möchte. Leute, die anfällig sind für Theorien, die erklären, dass in Wirklichkeit alles ganz anders ist, als man ihnen vorwirft. S.M.

Der letzte Sklave der USA

Literatur Zora Neale Hurstons Interview-Reportage über Cudjo Lewis ist jetzt auch auf Deutsch zu lesen.

Die Publikation des Buches war 2018 in den USA eine Sensation: Zeugnisse aus erster Hand vom amerikanischen Sklavenhandel, aufgearbeitet von einer herausragenden afroamerikanischen Schriftstellerin. Zora Neale Hurston gehörte zur Bewegung der Harlem Renaissance, die in den 1920er-Jahren grossen Einfluss ausübte. Hurston begann als Ethnologin. Sie fragte die Nachfahren afrikanischer Sklaven in ihrer wohlgesetzten Uni-Sprache nach Volksmärchen. Die Leute

Herrn kennen, weit in den Neunzigern, der grossartig erzählen konnte.» Vor allem, was er zu erzählen hatte: Das ist der Inhalt von «Barracoon». Der Titel ist ein aus dem Spanischen abgeleitetes Wort für die Baracken oder Zwingen, in denen die Menschen eingepfercht wurden, die von afrikanischen Siegern an weisse Händler verkauft wurden.

Die Sklavensänger waren Afrikaner

Weil Zora Neale Hurston ver-

Sklaven zunächst einmal von Afrikanern eingefangen und als Ware an Weisse verkauft wurden.

Der König von Dahomey liess in der Regelmässigkeit von Jahreszeiten Menschenjagden durchführen zu dem Zweck, Personen für Menschenopfer zu bekommen und das königliche Gefängnis zu füllen, Barracoon.

Cudjo Lewis wurde Ende der 1850er-Jahre von Kriegerern der Dahomey eingefangen, während die meisten Bewohner seines Dorfes massakriert wurden. Dann wurde

Lewis hat es am eigenen Leib und an seinen Kindern schmerzhaft erlebt und erzählt Hurston davon. Statt aus dieser schrecklichen Lebensgeschichte ein erschütterndes Rührstück zu machen, bringt sie immer wieder, aber dezent, die jeweilige Situation des Gesprächs zur Geltung: Mal hat Cudjo keine Lust, überhaupt zu reden, mal hat er sich schon gefreut, dass die eifrige Feldforscherin kommt und alles aufschreibt, was er zu sagen hat. Hurston betont in ihrem Vor-

90 Jahre nach der Abfassung überaus fesselnd zu lesen.

Da die mit diesem letzten Sklaventransport verschleppten Menschen nach ihrer Befreiung einen eigenen Ort begründeten, Africatown, ist vieles von ihnen dokumentiert. Dass das Buch damals dann doch nicht erschien, lag am Verlag, der die Sprache geglättet haben wollte, wogegen Hurston auf der Originalsprache mit ihren Verfremdungen und Verzerrungen bestand.

Zu Recht. Hurston hat gezeigt,